Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 19 (1948)

Heft: 1

Artikel: Was schulden wir den Alten in unsern Pflegeanstalten?

Autor: E.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809469

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

chen mit gutem Gewissen nach einem Jahr hätten hergeben können. Durchwegs wird der Erfolg nach einem Jahr als «gleich Null» angegeben. «Das erste Jahr ist das Ablegen der alten Gewohnheiten, das zweite Jahr einüben und gewöhnen ans Neue, das dritte Jahr Festigung». «Ein Jahr ist Strafe, zwei bis drei Jahre sind Erziehung». Ueberall decken sich die Ansichten und wurden mit ähnlichen Worten ausgedrückt. Im ersten Jahr ist das Mädchen in voller Opposition und trauert dem alten Leben nach.

Nichts darf beim Eintritt vorausgesetzt werden. Nur langsam wird der Schutt abgetragen, der jahrelang das Gute verdeckte. Niemand gibt gerne seine Gewohnheiten auf, insbesondere dann nicht, wenn er die Notwendigkeit dazu nicht einsieht. Wie schon früher erwähnt, darf erst nach 1—1½ Jahren mit einer innern Umkehr gerechnet werden. Die Einsicht ist dann wohl da, doch die Kraft zur Durchführung fehlt noch, es muss ein innerer Halt dazu kommen. Es genügt nicht, das Schlechte zu unterdrücken, an dessen Stelle muss das Gute treten. Der Aufbau ist nicht weniger wichtig als das Abgewöhnen und die Mutter, die ihre Tochter nach einem Jahr so sehr zu ihrem Vorteil verändert sieht, fällt leicht dem Trugschluss anheim, die Erziehung habe Wunder gewirkt und sei nun abgeschlossen. Die Mädchen, die nur mit einem Jahr Aufenthalt rechnen, werden sich auch nicht so leicht zu einem Beruf entschliessen. In den vorangegangenen Kapiteln habe ich jedoch zu zeigen versucht, wie sehr solide Berufskenntisse dazu geeignet sind, ein weiteres Vergehen zu verhindern und die Gedanken des Mädchens in andere Bahnen zu leiten.

Ein wichtiger Grund, weshalb jedes Heim die Frühentlassungen nach einem Jahr ablehnte, ist auch die Rücksicht auf die andern Zöglinge. Wenn es einem Mädchen gelungen ist, so werden viele andere dasselbe verlangen und es mit allen Mitteln zu erreichen suchen. Das bringt Unruhe in die ohnehin leicht erregbaren Mädchen und macht die Erziehungsarbeit illusorisch. Es geschieht öfters, dass ein Mädchen vor Ablauf der vorgesehenen Dauer in ein anderes Heim versetzt wird, weil sein Betragen unhaltbar geworden ist. (Wo eine Leiterin nicht mehr weiterkommt, kann eine andere vielleicht noch etwas erreichen.) In diesem Falle wissen aber die übrigen Insassen, dass es sich um eine Versetzung und damit um eine Verlängerung handelt, besonders in jenen Fällen, wo eine Berufslehre unterbrochen wird. Vom Heim aus könnte auch die Erziehung der Mädchen untereinander geltend gemacht werden. Die Neulinge werden durch die Alten in die Gebräuche im Haus eingeführt, ohne dass der Erzieher viel dazu zu sagen braucht (leider auch im negativen Sinn!). Es ist deshalb begrüssenswert, wenn ein Stab von Fortgeschrittenen vorhanden ist, der die andern mitreisst, wo sie selbst noch zu schwach wären.

Was schulden wir den Alten in unsern Pflegeanstalten?

Die natürliche und die christliche Liebe

Kindheit und Alter berühren sich darin, dass hier wie dort das Leibliche, Aeussere eine grössere Rolle spielt als auf der Höhe des Lebens. In der Vollkraft der Jahre kann man sich über manches hinwegsetzen, man erfreut sich einer gewissen, fast sportlichen Freiheit und Rücksichtslosigkeit den äussern Bedingungen des Lebens gegenüber. Am Anfang und am Ende des Lebens ist es anders. Wie Kinder gründlich und regelmässig gefüttert werden wollen — sie wissen ihre Bedürfnisse in der Regel recht energisch anzumelden — so spielen Speise und Trank für viele alte Leute eine oft komisch grosse Rolle. Ist das Materialismus, grobe Sinnengebundenheit? Aber warum gleich mit moralischen Urteilen daherfahren? Es ist für uns vernunftstolze Menschen eine wenig angenehme Beobachtung: im Alter ermattet ganz allgemein eine gewisse geistige Freiheit und Ueberlegenheit, bevor der physische Lebenswille ermattet; dieser war das Erste im Leben, und nun ist er auch wieder das Letzte. Von der Erde bist du genommen, zur Erde sollst du werden! Die Zuwendung zur Erde zeigt sich nicht nur darin, «dass wir dem Boden zuwachsen», sie zeigt sich sehr oft auch in vermehrter Abhängigkeit vom Irdischen und Materiellen. Es ist das Gericht Gottes über die Sünde, das uns diesem demütigenden Kreislauf von der Erde, wieder zurück zur Erde unterwirft. Aber es ist das Gericht Gottes. Es ist sicher nicht unsere Sache, dieses Gericht moralisch auszuschlachten!

Bei Kindern begrüssen wir den elementaren Lebenswillen als Zeichen der Lebenstüchtigkeit, bei alten Leuten finden wir ihn deplaziert, unschön, töricht. Wie oft kann man es hören: früher war der Grossvater doch nicht so, aber jetzt wird er jeden Tag selbstsüchtiger und wunderlicher; wenn er so weiter macht, muss er versorgt werden. Viele junge Leute wissen noch etwas davon, dass wir die Alten ehren sollen, aber ihre natürliche Liebe reicht nicht aus, dem Häufchen Elend, zu dem ihre Eltern und Grosseltern geworden sind, diesem dem Tode zuwankenden bisschen Leben, das noch nicht sterben will, die schuldige Ehrerbietung zu beweisen. Das macht sie erst recht hässig. Den Konflikt, in den sie geraten, müssen die Alten büssen, die ihn hervorgerufen haben. Es ist ein häufiges Bild: die Kinder verwöhnt und vergöttert man, die Alten werden in den hintersten Winkel abgeschoben, wo man sie möglichst wenig zu sehen bekommt, am liebsten in eine ferne Pflegeanstalt. So bitter bös ist es mit unserer natürlichen Moral und Anhänglichkeit bestellt!

Die christliche Gemeinde ist in dem Masse Gemeinde Jesu Christi als in ihr eine Liebe gilt, «welche höher als die natürliche Liebe ist, die aus Wohlgefälligkeit entspringt; welche der Liebe Gottes verwandt ist, die eben das Verlorene, das Hässliche am meisten liebt, weil es das Hilfsbedürftigste ist» (J. Gotthelf im «Anne Bäbi»). Wo eine Schwiegertochter

ihre alte, abstossend schittere und zerfallene Schwiegermutter betreut, wo eine Pflegerin ihre wunderlich unzufriedenen und materialistischen Pflegebefohlenen mütterlich umsorgt, wo irgendwelche Glieder der christlichen Gemeinde ihre Freizeit opfern, um den Alten in unsern Pflegeanstalten Freude zu bereiten — wenn irgendwo auf Erden, so geschieht hier christlicher Gottesdienst!

Die Heimwehkranken

Man begegnet in unsern Anstalten mancherlei verwundeten und gebrochenen Menschen. Zu den tiefsten Wunden gehört das Heimweh im primitivsten Sinn des Wortes: Weh nach dem eigenen Heim, in dem man wohl ein halbes Jahrhundert zugebracht hat. Es brechen hier Urlaute der Menschennatur auf, die man nicht ohne Erschütterung hören kann. Da die Insassin eines Altersasyls, die man beinahe binden und einsperren muss, weil sie immer wieder fortzulaufen sucht; nein, nicht fortlaufen will sie, sondern heimkehren, dahin, wo sie von rechts wegen hingehört, wo sie allein leben und sich selber sein kann: in ihr Stübchen im alten Bauernhaus. Da ist eine andere, die zwar nicht mehr fortlaufen kann — sie ist ans Bett gefesselt — aber ihre Gedanken wandern nur umso beharrlicher zu ihrem Heim zurück; zunächst sind es Flüche an die Adresse ihrer Kinder, die sie «aus Platzmangel» wegspedierten; mit der Zeit werden aus den Flüchen dumpfe Schmerzens- und Sehnsuchtslaute. Da ist ein Bauer, der zeitlebens auf dem Hof seines Bruders gearbeitet und zur Familie gehört hat, wie man nur zur Familie gehören kann; im Alter ist er wunderlich, oft wohl auch etwas bösartig geworden, also fort mit ihm in die nächste Pflegeanstalt; die Angehörigen mögen das natürlich finden, unser Alter kann es nicht begreifen: Tag für Tag steht oder hockt er an einer Ecke, von der aus er den Wald erblickt, hinter dem sein, ja sein Heim liegt; noch als es dunkelt, ist er da und schaut unverwandt hinüber; etwas anderes hat nicht mehr Raum in seinem Kopfe drin, etwas anderes hat er uns nicht mehr zu sagen als dies eine: «Ich will heim!»

Wenn die Verwandten und Bekannten diese Heimwehkranken doch wenigstens besuchten, ihnen die Heimat in Person, Heimatluft und Heimatwärme hie und da einmal in die Anstalt brächten! Aber eben das ist das Schmerzliche. Diese Verwandten und Bekannten haben keine Zeit dazu. Auch am Sonntag sind sie als führende Mitglieder der Schützengesellschaft und der Blechmusik von kulturell und national hochbedeutsamen Veranstaltungen viel zu sehr in Anspruch genommen, als dass solche rein privaten Pflichten nicht zurückstehen müssten! Es gibt Mütter, die jahrelang umsonst auf den Besuch eines Sohnes warten. Dieser Sohn betreibt wohl eine Farm irgendwo in Kalifornien oder in Südafrika? Nein bewahre, er wohnt ein paar Stunden weit im Nachbarkanton! Es gibt Väter, die froh sein müssen, alle Schaltjahre einmal für einen kurzen Augenblick das Gesicht ihrer Tochter zu sehen, einer Tochter, die im gleichen Bezirk verheiratet ist.

Da muss die christliche Gemeinde ins Mittel treten. Sie soll dem gefrässigen Moloch des modernen Lebens das Menschenopfer versagen, das er verlangt. Sie soll abseits des tollen Treibens den Weg finden zu denen, die in einem Winkel der Welt einsam und verbittert ihr Dasein fortfristen. Es ist schön, wenn Vereine hinauswandern, um die alten Leute mit Lied und Musik zu erfreuen. Aber wichtiger ist es, die Leute persönlich aufzusuchen, ihnen mit seiner ganzen Person ein Stück Heimat zu sein — als Vertreter der irdischen, ein Zeugnis für die ewige!

Sie sind selber schuld

Eine weitere Gruppe von Anstaltsinsassen bilden die, denen gegenüber wir unsere Gleichgültigkeit mit den Worten rechtfertigen: «Sie sind selber schuld». «Er» hat nach dem Tode seiner ersten Frau angefangen zu trinken; die Familie ist auseinander gekommen — wer will es den Söhnen und Töchtern übel nehmen, wenn ihnen der trunksüchtige Vater nichts als eine dunkle Erinnerung ist, die sie nach Möglichkeit abschütteln und verdrängen. «Sie» hat ein lustiges Leben geführt; hätte sie zu ihrer Sache besser Sorge getragen, so müsste sie sich im Alter nicht auf Gemeindekosten versorgen lassen. Was der Mensch sät, das muss er ernten! Wir kennen den charakteristischen Tonfall, die Handbewegung, das Achselzucken, das solche Urteile begleitet. Wenn wir sie sprechen, so fühlen wir uns als Vertreter einer Gesellschaftsordnung, die das Faule ausscheidet und in seiner Faulheit sich zersetzen lässt. Wir bestätigen und vollziehen ein Gericht, das, wenn ein Volk gesund bleiben soll, sich fort und fort vollziehen muss. Von daher das betont gute Gewissen, der Brustton der Ueberzeugung, mit dem wir solche Urteile abgeben.

Aber sind wir denn wirklich nichts anderes denn Vertreter jener bürgerlichen Gerechtigkeit, welche die Menschen im Leben siebt und sondert und das Ungute beiseite wirft? Ist es wirklich unsere Aufgabe, ein Urteil, das die Welt ohnehin fällt, noch spitziger, schneidender und vernichtender zu machen? Nein, als Glieder der christlichen Gemeinde treten wir zu diesen Ausgestossenen hinüber im Namen einer Hirtengerechtigkeit, die dem Verlorenen darin sein göttliches Recht werden lässt, dass sie es sucht, trägt und liebt.

Wie leicht lassen wir uns doch diese christliche Solidarität mit dem Gefallenen verleiden! Ich denke hier an alte Leute, die sich durch ihr aufbegehrisches Wesen überall unbeliebt machen. Wir meinen es gut mit ihnen und bezeigen ihnen unser Gutmeinen auch recht deutlich. Aber wohl, da kommen wir schön an! Wir werden angefaucht oder mit trotzigem Schweigen abgewiesen auf eine Weise, wie wir sie uns, wenn wir noch etwas auf uns halten, niemals gefallen lassen können. Es ist eine wahre Teufelsüchtigkeit in diesen Leuten, von der man besser Distanz hält. Wenn wir in der Bibel zu Hause sind, so murmeln wir wohl gar etwas von dämonischer Finsternis und Verstocktheit, die in solchen Menschen überhand nehme, und halten uns somit in unserer kopfschüttelnden Abwendung endgültig für salviert. Hätten wir uns jedoch statt von unserm natürlichen Rechtsempfinden ein wenig mehr von jener Hirtengerechtigkeit Christi leiten lassen, so wäre uns vielleicht früher oder später die Entdeckung gelungen, dass hinter der ganzen abstossenden Bösartigkeit ein armer Mensch gefangen und verschanzt liegt, der nur darauf wartet, in seiner Armut und Gebundenheit

ernst genommen und über sie hinweg brüderlich anerkannt zu werden. Wir hätten unter Umständen die Erfahrung gemacht, dass alte Leute, vor deren bösem Maul sich alles bekreuzigt, unsere Brüderlichkeit, wenn sie nur echt ist und ausharrt, am dankbarsten erwidern.

Der Prüfstein

Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt: die Art und Weise, wie die christliche Gemeinde mit ihren Alten umgeht, ist der Prüfstein für die Echtheit ihres Glaubens und ihrer Liebe. Wir leben in einer Zeit, wo das Gesunde, Starke, Schöne, das körperlich Imponierende abgöttisch verehrt, wo umgekehrt das Schwache, Müde, Kranke, wenn nicht als «unwertes Leben» geradezu vernichtet, so doch mit Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit behandelt wird. Unsere Zeit verehrt die Jugend, das aufsteigende, aufblühende Leben. Mag der offizielle Blut- und Bodenkult von der Oberfläche verschwunden sein — unsere Zeit huldigt nach wie vor der Religion des Blutes, des warmen, starken Lebens. Dieselbe Zeit fürchtet den Tod. Sie weicht allem aus, was an den Tod, an das erkaltende Blut, an die verblühende Jugendkraft, an den Zerfall des Lebens erinnert. Sie drückt sich um die Pflege der Alten und lädt sie nach Möglichkeit dem Allerweltspackesel, dem Staat, auf. Unsere Kirche leistet in der Jugendarbeit Bedeutendes, und das ist recht so. Aber es lässt sich nicht verkennen, dass ihr neues Werben um die Jugend nicht ganz ohne Zusammenhang ist mit den geschilderten Zeitströmungen. Der Geist, der von einer Höhe hoch über allen Zeitidealen kommt, der sich von dieser Höhe herab aufs Niedrige senkt und aller Eigenhöhe entgegentritt: der Geist Jesu Christi, er bindet uns das Geringe, Schwache, Sterbende aufs Herz, er macht uns das Alte, Brüchige und Zerfallene köstlich und wichtig. Das ist im Sinne von Jak. 1, 27, «ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater»: die Alten und Sterbenden in ihrer Verlassenheit besuchen und sich vom Zeitgeist «unbefleckt halten».

E. B.

«Kirchenbote für das reformierte Volk des Aargaus».

Die heutige Stellung der privaten Fürsorge

Die kürzlich abgehaltene Jahresversammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft behandelte das Thema «Die heutige Stellung der privaten Fürsorge mit besonderer Berücksichtigung der finanziellen Probleme.» Es sprachen Otto Binder, Zentralsekretär Pro Juventute, Pfarrer Bernoulli, Präsident des Schweiz. Verbandes für innere Mission und evangelische Liebestätigkeit, Oberrichter Baumann, Präsident der Geschäftsleitung des Schweiz. Roten Kreuzes, Kinderhilfe und Dr. A. Teobaldi, Leiter der Zürcher Caritaszentrale.

Wir geben nachfolgend das Referat von Pfarrer Bernoulli vollständig wieder.

Die Leitung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft verdient aufrichtigen Dank, wenn sie einen Notstand in den Mittelpunkt der diesjährigen Gesellschaftsversammlung gestellt hat, der ebenso brennend wie unbekannt ist. Die Oeffentlichkeit ahnt einiges von den Mängeln unserer Fürsorge, liest mit Interesse und Entrüstung von Anstaltsskandalen und erhält eine Fülle von Aufrufen und Berichten mit Einzahlungsscheinen. Sie weiss kaum, in welcher Not und Armut sich ein grosser Teil der Anstalten und Organisationen der nichtstaatlichen Fürsorge befindet, sie weiss erst recht nicht, welche Sorgen und Lasten sie tragen und mit was für Kostgeldern sie sich begnügen müssen. Die vorzüglich durchgeführten und verarbeiteten Erhebungen von Frl. F. M. Meyer, der Zentralsekretärin der «Pro Infirmis», Schweizerischen Vereinigung für Anormale, vermögen jedem die Augen zu öffnen; aber vorausgesetzt wird, dass sie gelesen und überdacht werden.

Die allgemeine Hilfsbereitschaft wird dauernd stark beansprucht. Einzelne Personen und Kreise bekunden eine bewundernswerte Opferwilligkeit. Aber gemessen an der noch immer fortschreitenden Teuerung und an dem allgemein hohen Lebensstandard genügt trotz einer geschäftlichen Hochkonjunktur die Höhe der freiwilligen Gaben nicht, um die bisherigen Liebeswerke weiterzuführen und zeitgemäss auszubauen. Die Zahl derer, die geben können und geben wollen, nimmt kaum zu, und es hält schwerer denn je, tüchtige Mitarbeiter für ehrenamtliche Aufgaben zu gewinnen. Die Ursachen äusserer Art seien angedeutet: Arbeitsüberlastung, Dienstbotenmangel, Rückgang der Vermögenszinse, Steuerdruck. Die ebenso wichtigen innern Gründe aufzudecken, wäre schwieriger und erforderte mehr Zeit und Raum. Der Mangel an finanziellen Mitteln, an geeigneten willigem Personal und an tragender, persönlicher Anteilnahme bei immer steigenden Ansprüchen, immer schwierigeren Schützlingen und bei oft verständnislosen Kritikern setzen den verantwortlichen Leitern allmählich derart zu, dass nicht wenige den Mut und die Freude verlieren. Wer weiss, ob es nicht dazu kommt, dass ohne Zutun des Staates, ja gegen den Willen der Mehrzahl seiner Vertreter eine gleichgültige Oeffentlichkeit und geplagte, verzagte Anstaltsleitungen die Verstaatlichung der gesamten Fürsorge als Ideal oder wenigstens als Ausweg geradezu begrüssen? Hat sich die private Wohltätigkeit nicht selbst blossgestellt, indem sie Notstände mit Pflastern zu lindern versuchte, die durch staatliche Sozialpolitik wirklich geheilt werden können? Gehört die freiwillige Liebestätigkeit nicht so sehr ideologisch zum Liberalismus und soziologisch zum Mittelstand, dass in einer neuen Schweiz, dass vielleicht in einer nahen Zukunft kein Platz für sie bleibt? Wir massen uns nicht die Gabe der Weissagung zu, und selbst wenn wir den Ausgang zum voraus wüssten, hätten wir doch die Pflicht, auf unserm Posten auszuharren. An einer klaren Lösung des grundsätzlichen Problems liegt jedoch gerade uns viel.

Wir gehören nicht zu den Vertretern eines Liberalismus, der mit Aufklärung die Menschen bessern und auf jeden Zwang verzichten zu können glaubt.